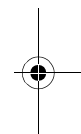
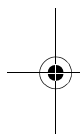
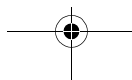


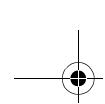
Bernhard Ücker

Führerschein Jahrgang 1909
Eine Jugend im Rückspiegel



Herbert Utz Verlag



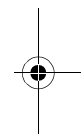
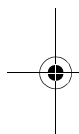


Umschlagbilder:

Titelseite: Der Kühlergrill des Ford V8 der Familie Ücker

(das vom Verfasser aufgenommene Foto stammt aus dem Jahre 1939)

Rückseite: Der sogenannte Doktorwagen von Opel, Baujahr 1909 – der Jahrgang des Führerscheins von Hans Ücker und ausserdem das erste Auto, mit dem er nach der Fahrprüfung längere Strecken gefahren ist.



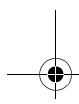
Bibliografische Information Der Deutschen Bibliothek:
Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie;
detaillierte bibliografische Daten sind im Internet
über <http://dnb.ddb.de> abrufbar.

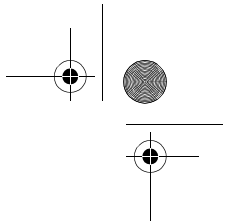
Copyright © 2005
Bernhard Ücker, München
Herbert Utz Verlag GmbH, München

ISBN 3-8316-1190-4

Printed in Germany

Herbert Utz Verlag GmbH · München
Tel.: 089-277791-00 · www.utzverlag.de



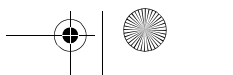
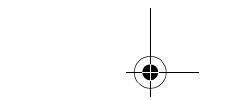
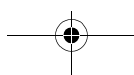
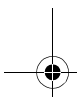


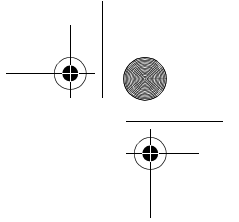
Vaters Führerschein

Das war im Frühjahr 1939: Auf einer sonntäglichen Ausflugsfahrt zum Tegernsee wurden wir von der Polizei gestoppt – allgemeine Fahrzeugkontrolle. Ein Polizist – damals gehörten Maschinenpistolen noch keineswegs zur serienmässigen Ausrüstung der Ordnungshüter – er schaute also nicht gerade unfreundlich zum Wagenfenster herein und sagte: »Ihren Führerschein, bitte!« Unser Vater entnahm seiner Briefftasche ein graues Stück Papier, eher schon wie ein Papierl aussehend und legte es in die heischend ausgestreckte amtliche Hand. Der Polizeibeamte besah sich das in dieses schäbige Dokument eingeklebtete Photo seines Inhabers, schaute prüfend unserem Vater ins Gesicht, blickte wieder zurück auf das Photo, verglich es noch einmal mit dem Original und winkte unseren Wagen schliesslich weiter – mit einem unverkennbaren Kopfschütteln.

Kein Wunder auch. Denn besagtes Photo zeigte unseren Vater als Studenten mit Band und Mütze, im Gesicht ein flottes Schnauzbärtchen tragend, das er nun vor vielen Jahren bereits auf Geheiss unserer Mutter wegrasiert hatte. Im Führerschein selbst aber war als Jahr seiner Ausfertigung 1909 eingetragen.

Seinerzeit also besass unser Vater seit genau dreissig Jahren einen Führerschein und war bis dahin ohne jeden selbstverschuldeten Unfall gefahren, obwohl er in all der Zeit schier ununterbrochen auf zwei oder vier Rädern motorisiert unterwegs gewesen ist. Er sollte noch dreiundzwanzig Jahre so weiterfahren und sein Führerschein wäre zu einer Art automobiler Reliquie geworden, hätte die amerikanische Besatzungsmacht 1946 nicht jede vor 1945 ausgestellte Fahrerlaubnis kassiert und durch eine zweisprachige »Driver-License« ersetzt. Vielleicht argwöhnten unsere Umerzieher, dass so ein deutscher Führerschein unmöglich nur dem Fahren dienen könne, sondern obendrein als Waffenschein zu verdächtigen sei.





Im Dezember 1962 dann –

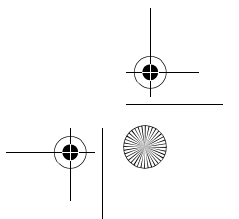
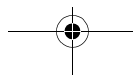
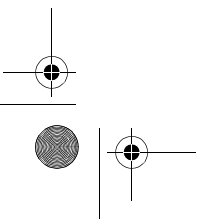
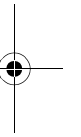
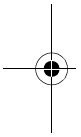
Sehr still war es im Zimmer. Nur manchmal knisterten ganz leise die zwei Kerzen, die Kerzen zu beiden Seiten der gotischen Madonna, die er so geliebt hatte.

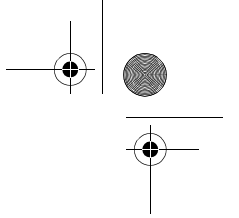
In der Nacht zuvor war unser Vater gestorben, nur 73 Jahre alt geworden, doch zermürbt, erschöpft und ausgeplündert nicht von diesem Alter, sondern von den Zeitläufen seines Lebens, das 1889 begonnen hatte.

Und nun erlebte ich das gleiche Wunder wie bei unserer Mutter, die vor drei Jahren schon heimgegangen war. Denn in der letzten Stunde zeigte ihr Gesicht allen Widerwillen gegen diesen viel zu frühen Abschied von ihrer trotz allem so geliebten Welt. Ein schwerer Sturz mit einem gebrochenen Arm als Folge war die Todesursache gewesen – no problem, würde man heute sagen. Doch damals gehörte das Nageln komplizierter Knochenbrüche wohl noch keineswegs zur fast fehlerfreien Routine und so brachte nach einigen Wochen eine Embolie das Ende. Mütterlich hellstichtig hatte sie wenige Tage zuvor noch gesagt: »Ich glaub', es wird nimmer!« – und leise dann: »Am liebsten tät' ich halt immer bei euch bleiben!« – Doch die Kraft, dem Kopfschütteln des Todes noch eine Spanne Zeit abzutrotzen, hatte sie nicht mehr. Auch sie war ja das Kind einer Generation gewesen, deren Lebensfaden das Spindelwerk zweier Weltkriege noch vor der Zeit zu Ende gesponnen hatte.

Jetzt aber, nur wenige Stunden nach ihrer letzten, lag auf dem Gesicht unserer Mutter – als hätte sie ihre Augen nie geschlossen – ein friedliches Lächeln, lag darin all die heitere Güte auch, mit der sie noch in bitterster Zeit sogar die dunklen Schatten über unserer Kindheit so aufhellte, dass mein Bruder Bruno und ich bis heute sagen: Es waren schöne Jahre. – Ein Lächeln, wie es im Glücksjahr 1926 der Münchner Meisterphotograph Anton Sahn festgehalten hatte – ein Lächeln, das in unserer ländlichen Sommerfrische die Bauern über die »scheane Frau mit ihrane zwoa Buam« schmunzeln liess. Und nun auf dem Totengesicht ein Lächeln, als wäre sie zu dieser Stunde bereits wiederum glücklich in einer anderen Welt.

Unser Vater dann: Als er – Gott sei Dank im Schlaf – den letzten Atemzug getan hatte, da war sein Gesicht eine von den Schmerzen schwerer Krankheit gefurchte Maske, wie zutiefst verärgert auch, ja böse fast. Mein Bruder, der nach einer unglücklich verlaufenen Ehe wieder beim Vater wohnte und im vergangenen Sommer erst sein eigenes Lebenslicht





beinahe verlöschen gesehen hatte, erzählte mir früh am nächsten Morgen, dass er in der Nacht noch an Vaters Bett gesessen, den Toten betrachtet und eine Zigarette geraucht habe. Das mag ein bisserl pietätlos klingen, war aber gewiss im Sinne unseres Vaters: Wenn's nämlich schwierig wurde oder gemütlich werden sollte, dann war für ihn, einen im übrigen sehr mässigen Raucher, sein geliebtes Zigarettlerl ebenso Trost wie Hauspantoffel.

Und jetzt: Auch in seinem Gesicht ein Lächeln – dieses Lächeln, das wir als Kinder so liebten, weil wir wussten, dass es schöne und sogar wunderschöne Stunden signalisierte. Denn unser Vater war für seine Person bescheiden und oft genug zum Kummer unserer Mutter nachgerade bedürfnislos. Er konnte sich über ein nutzlos abgebranntes Zündholz aufregen oder wegen einer länger als nötig eingeschalteten Glühbirne die ganze Familie abkanzeln – doch andererseits: Er gab sich nur ungern mit Kleinigkeiten ab und war darum nicht selten auch vorbildlich grosszügig. So beschenkte er meinen Bruder und mich als Pennäler noch mit Kameras der Spitzenklasse oder kaufte ein Radiogerät, dessen Preis damals dem Monatsgehalt eines Studienrats entsprach. Und in schlechten Zeiten kratzte er alles zusammen, um uns irgendwie einen vor Weihnachten geäusserten Herzenswunsch zu erfüllen. Dann strahlte er und unsere Freude war tatsächlich seine Freude. Diese Grandezza des Schenkens und die schmückende Lebenskunst unserer Mutter war der Grund, warum sogar zu Weihnachten 1932 – am wirtschaftlich absoluten Tiefpunkt – der Heilige Abend noch zum Fest geraten konnte. Und nun war Vaters Lächeln so, als hätte er drüben schon Weihnachten gesehen.

Von diesem Lächeln glitt ein letzter Blick zu Vaters Händen. Dann haben sie ihn geholt.

Seine Hände haben nur selten geschrieben und fast nie einen Brief. Gezeichnet aber hat unser Vater schier unentwegt und so war auch jede seiner Zigarettenpackungen – seinerzeit noch aus Pappkarton hergestellt – auf ihrer weissen Rückseite mit Bleistiftstrichen bedeckt: Keine Landschafts- oder Portraitskizzen, obwohl aus Vaters Studentenzeit recht respektable Ölgemälde erhalten sind – nein, verschlungene Arabesken, klare Linien irgendwelcher Konstruktionen oder Grundrisszeichnungen für Bauwerke verschiedenster Zweckbestimmung. Denn unser Vater war Diplomingenieur und Architekt, offenbar mit Leib und Seele und meist entstand auch sein erster Entwurf eines Gebäudes nicht auf dem Reissbrett, sondern eben auf den Rückseiten diverser Zigarettenschachteln und Briefumschläge.

